Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 39 (2013)

Heft: 3-4

Artikel: Max Weber, Wissenschaft als Beruf : zur Einführung

Autor: Lienemann, Wolfgang

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893721

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Max Weber, Wissenschaft als Beruf
Zur Einführung

Wolfgang Lienemann*

«Das akademische Leben ist also ein wilder Hazard. Wenn junge Gelehrte um Rat fragen kommen wegen Habilitation, so ist die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen. Ist er ein Jude, so sagt man ihm natürlich: lasciate ogni speranza. Aber auch jeden anderen muss man auf das Gewissen fragen: Glauben Sie, daß Sie es aushalten, dass Jahr und Jahr Mittelmässigkeit nach Mittelmässigkeit über Sie hinaussteigt, ohne innerlich zu verbittern und zu verderben? Dann bekommt man selbstverständlich jedesmal die Antwort: Natürlich, ich lebe nur meinem ‹Beruf›; – aber ich wenigstens habe es nur von wenigen erlebt, daß sie das ohne inneren Schaden für sich aushielten.»

Diese Sätze «über die äußeren Bedingungen des Gelehrtenberufs» stammen aus Max Webers berühmter Rede über «Wissenschaft als Beruf». Er hat sie am 7. November 1917 in München gehalten. Gut ein Jahr später, am 28. Januar 1919, sprach er dort über «Politik als Beruf». Dazwischen lagen das Ende des I. Weltkrieges, die bolschewistische Oktoberrevolution, die Niederlage Deutschlands und seiner Verbündeten und die Novemberrevolution mit der Ausrufung der Münchner Räterepublik. Die Herausgeber der beiden Vorträge in der Max Weber Gesamtausgabe[1] haben in minutiösen Recherchen die Datierungen (43–46), zeitgeschichtlichen Umstände und Personen sowie die vielfältigen literarischen Bezugnahmen und Anspielungen zuverlässig nachgewiesen. Die Reden wurden im Kunstsaal der Buchhandlung Steinicke im Rahmen einer Vortragsreihe über «Geistige Arbeit als Beruf» gehalten, die vom Landesverband Bayern des Freistudentischen Bundes veranstaltet wurde. Max Weber sprach vermutlich frei; der Text wurde mitstenographiert und Weber zur Korrektur übermittelt,[2] der dabei auch «eine Reihe von Temperamentsausbrüchen ausgemerzt» haben soll, wie Immanuel Birnbaum[3] notiert hat (63). Erschienen sind die beiden Vorträge dann im Sommer 1919 (65f).

Weber war ein überragender Wissenschaftler und ein verhinderter Politiker. Schon in jungen Jahren auf eine Professur für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg/Br. und zwei Jahre später als Nachfolger des Ökonomen Karl Knies nach Heidelberg berufen, war er stets politisch *und* wissenschaftlich aktiv. 1891/92 hatte er im Auftrag des Vereins für Socialpolitik die «Landarbeiterenquête» ausgearbeitet.[4] Seit 1904 war er gemeinsam mit Edgar Jaffé und Werner Sombart verantwortlich für das «Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik», in dem zahlreiche seiner grundlegenden religionssoziologischen Studien zuerst erschienen sind. Er gehörte 1896 mit Friedrich Naumann zu den Gründern des «Natio-

1 Abteilung I: Schriften und Reden, Bd. 17, hg. von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod, Tübingen: Mohr 1992. Zitate in Klammern beziehen sich hier auf diese Ausgabe. Sperrungen in den älteren Weber-Ausgaben gebe ich kursiv wieder.

* Manuelstrasse 116, 3006 Bern.

E-mail: *wolfgang.lienemann@theol.unibe.ch*
http://www.lienemann-perrin.ch/

Wolfgang Lienemann, Dr. theol., o. Prof. für Ethik an der Theologischen Fakultät der Universität Bern seit 1992, emeritiert 2010.
Nach Studium der Ev. Theologie und der Philosophie theologische Examina in der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers. Promotion und Habilitation an der Universität Heidelberg; 1976–1986 Wiss. Mitarbeiter der Forschungsstätte der Ev. Studiengemeinschaft (FEST); 1986–1992 Prof. für Sozialethik an der Universität Marburg.
Forschungsschwerpunkte: Religionswechsel / religiöse Konversionen; Religionsrecht; Ökumenische Friedensethik, Rechtsethik; Karl Barth; Immanuel Kant.

2 Die stenographische Mitschrift, deren Reinschrift, die Weber korrigiert und ergänzt hat, und die Druckfahnen sind anscheinend nicht erhalten. Deshalb liegt der erste Druck von 1919 bei Duncker & Humblot der kritischen Ausgabe zugrund; siehe dort 66f.

3 Birnbaum (1894–1982), damals ein führender Vertreter der Freistudentenschaft, war für die Vorbereitung der Vortragsreihe und die Verhandlungen mit den Rednern und sodann mit dem Verlag Duncker & Humblot verantwortlich. Er hatte Rechtswissenschaften und Philosophie studiert, trat 1917 der SPD bei und arbeitete danach als Journalist und Korrespondent für grosse Zeitungen, zuletzt in Warschau. 1933 emigrierte er von dort über Lettland nach Skandinavien, wo er zeitweise in Schweden interniert war. Nach dem II. Weltkrieg arbeitete er wieder als Journalist, von 1953 bis 1972 leitete er das aussenpolitische Ressort der Süddeutschen Zeitung, deren stellvertretender Chefredakteur er zugleich von 1960 bis 1976 war. Birnbaums Darstellungen und Briefe (im Max Weber Archiv München) sind grundlegend für die Erhellung der Umstände der Vorträge und ihrer Publikation; siehe besonders sein Buch: Achtzig Jahre dabeigewesen. Erinnerungen eines Journalisten, München: Süddeutscher Verlag 1974. Ein Findbuch zu Birnbaums Nachlass hat das Institut für Zeitungsforschung (Dortmund) veröffentlicht: *http://www.dortmund.de/media/p/institut_fuer_zeitungsforschung/zi_downloads/nachlaesse_1/Findbuch-Birnbaum.pdf* (30.08.2013).

4 1892; MWG I/3, hg. v. Martin Riesebrodt, 2 Teilbände, Tübingen: Mohr 1984.

nalsozialen Vereins», einer national-sozialreformerischen Partei, war Mitglied des Evangelisch-sozialen Kongresses und Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Die Max Weber Gesamtausgabe, die seit 1984 erscheint und noch nicht abgeschlossen ist – besonders wartet man auf die kritische Edition der Arbeiten zur Logik der Sozialwissenschaften, zum Werturteilsstreit und zur Protestantischen Ethik –, lässt erkennen, wie eng bei Weber stets wissenschaftliche Arbeit (in Publikationen wie in Vorlesungen) und Publizistik (in Reden, Aufrufen, Stellungnahmen usw.) aufeinander bezogen waren. Weber war stets «politischer Redner und akademischer Lehrer» (5).

Das gilt in besonderer Weise für die beiden grossen Münchner Reden. In «Wissenschaft als Beruf» argumentiert Weber auf mehreren Ebenen: Er spricht über Strukturfragen des Hochschulwesens, über ein zentrales Thema seiner historisch-soziologischen Studien, die Problematik des spezifisch abendländischen Prozesses der «Rationalisierung»[5] und «Entzauberung», und fragt danach, was es für junge Menschen heisst, unter diesen Bedingungen Wissenschaft zu ihrem Beruf zu machen. Von der Vielschichtigkeit des Textes hebe ich hier nur einige wichtige Aspekte hervor, um die zeitgeschichtliche Situation und den systematischen Anspruch zu charakterisieren.

1. Das Wissenschaftssystem – ein «wilder Hasard»

Webers einleitenden Bemerkungen sind nüchtern bis sarkastisch. Das feierlich anmutende Thema bringt er in die Fassung: «Wie gestaltet sich Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinne des Wortes?» (71). Und Webers Antworten sind in jeder Hinsicht desillusionierend. Für seine Zeit stellt er fest, «dass bei uns die Laufbahn eines Mannes der Wissenschaft im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut ist» (71f). Er beschreibt die typische Ochsentour einer damaligen akademischen Karriere, die Abhängigkeit von den Fachordinarien, die prekären Schülerschaften[6], die faktischen Einschränkungen der *venia legendi* durch die jeweiligen Institutsleiter oder Lehrstuhlinhaber und vergleicht das deutsche System mit den damaligen Verhältnissen in den USA. Er beschreibt die Entwicklung und Struktur der grossen naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute seiner Zeit als «‹staatskapitalistische› Unternehmungen», so dass ein Assistierender auf die vom Staat zur Verfügung gestellten Arbeitsmittel angewiesen ist und «infolgedessen vom Institutsdirektor ebenso abhängig ist wie ein Angestellter in einer Fabrik» (74).[7] Die alte Universitäts*verfassung* ist nach Weber obsolet geworden, und die aktuelle Realität einer akademischen Karriere bezeichnet er als «eine Angelegenheit, die einfach *Hazard* ist» (75). Und er fügt ausdrücklich hinzu: «Ich darf das um so mehr sagen, als ich persönlich es einigen absoluten Zufälligkeiten zu verdanken habe, daß ich seinerzeit in sehr jungen Jahren in eine ordentliche Professur eines Faches berufen wurde, im welchem damals Altersgenossen unzweifelhaft mehr als ich geleistet hatten.» (75) Gleichwohl meint er, dass «immerhin die Zahl der *richtigen* Besetzungen eine trotz allem sehr bedeutende ist» (77) – sofern nicht Parlamente, Monarchen oder revolutionäre Machthaber aus politischen Gründen intervenieren; dort «kann man sicher sein, daß bequeme Mittelmässigkeiten oder Streber allein die Chancen für sich haben» (77).[8]

Schliesslich verweist Weber darauf, dass ein hervorragender Gelehrter ein «entsetzlich schlechter Lehrer» sein kann (78), die Universitäten indes auf die Attraktivität der grossen Hörerzahl und die öffentliche Reputation setzen. Weber war klar, dass die Frequenz, mit der Studierende die Lehrer beehren, weitestgehend von «reinen Äußerlichkeiten» bestimmt ist, «in einem Grade, wie man es nicht für möglich halten sollte» (79). Dagegen stellt Weber schroff die These, dass «wissenschaftliche Schulung [...] eine *geistesaristokratische* Angelegenheit» ist (79), bei der es darauf ankommen sollte, dass zum selbständigen Denken und einer strengen Sachbezogenheit angeleitet wird.

2. Leidenschaft und Sachlichkeit

Webers Rede war Teil einer Vortragsreihe, die von der Freien Studentenschaft organisiert war. Dass er vor diesem Forum auftrat, darf als Ausdruck seiner politischen Positionierung verstanden werden. Weber

5 Siehe dazu besonders Wolfgang Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte, Tübingen: Mohr 1979; ders., Rationalismus der Weltbeherrschung. Studien zu Max Weber, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980; ders. Die Entzauberung der Welt, Tübingen: Mohr Siebeck 2009. Das erstgenannte Buch hat Schluchter «weitgehend unverändert», aber mit neuem Titel und neuer Gliederung und einem eingehenden Vorwort erneut publiziert: Die Entstehung des modernen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Entwicklungsgeschichte des Okzidents, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998. Die Neuausgabe reflektiert besonders die seither gewonnen Einsichten in die Werkgeschichte, die wiederum in die Konzeption der MWG eingegangen sind.

6 Weber bemerkt dazu u.a.: «Persönlich habe ich [...] den Grundsatz befolgt: daß ein bei mir promovierter Gelehrter sich bei einem *andern* als mir und anderswo legitimieren und habilitieren müsse. Aber das Resultat war: daß einer meiner tüchtigsten Schüler anderswo abgewiesen wurde, weil niemand ihm *glaubte*, daß dies der Grund sei.» (72f)

7 Weber spricht hier gar von einer «proletaroide(n) Existenz», unter Verwendung einer Differenzierung, die sich bei Werner Sombart, Das Proletariat (1906), findet. Ich nenne das exemplarisch für die vielfältigen Nachweise von greifbaren, aber nicht belegten Anspielungen des Weber-Textes, die die Herausgeber der MWG akribisch nachgewiesen haben.

8 Webers Berufung nach München 1919 war von den dortigen Arbeiter- und Soldatenräten energisch kritisiert worden; siehe dazu die Hinweise der Herausgeber (77 m. Anm. 11).

war in seiner Studentenzeit selbst Mitglied der Burschenschaft Allemannia in Heidelberg, ist jedoch nach der Novemberrevolution aus seiner Verbindung ausgetreten, weil er die farbentragenden Verbände in Geist und Praxis für reaktionär hielt und in einem neu zu ordnenden, republikanisch-demokratischen Deutschland nicht als reformfähig ansah. Die Freie Studentenschaft hingegen, die Wurzeln in der damaligen Jugendbewegung und den Freien Schulgemeinden hatte, vertrat studienreformerische Ziele wie die Bildung gesamtstudentischer Vertretungskörperschaften (der späteren «Allgemeinen Studentenausschüsse», AStA) und studentischer Selbsthilfeeinrichtungen, betonte gleichzeitig jedoch ihre religiöse und (partei-)politische Neutralität.[9]

Allerdings war Webers Stellung zu den Freien Studentenschaften differenziert und kritisch. Schon anlässlich der Lauensteiner Kulturtagung im Mai 1917 hatte er bestimmte Erscheinungen der Jugendbewegung, die er für apolitisch und romantisch hielt, scharf kritisiert.[10] In «Wissenschaft als Beruf» nimmt er anscheinend zunächst den Wunsch der Veranstalter auf, «von dem *inneren* Berufe zur Wissenschaft» zu hören, um dann sogleich ernüchternd zu betonen, dass «nur durch strenge Spezialisierung» (80) wissenschaftliche Leistungen zustande kommen können. Die individuelle Leidenschaft, die eine Forscherin oder ein Forscher unbedingt benötigen, muss ganz der zu erforschenden Sache untergeordnet werden. Mochten die Zuhörenden womöglich erwartet haben, etwas über den Lebenssinn von Wissenschaft zu hören, so ist Weber bemüht, jegliche Illusion über Sinn und Zweck von moderner Wissenschaft zu zerstören. Darum verschiebt er sein Thema: Weg von der Frage nach der Wissenschaft als Beruf einzelner Personen, und hin zu einer sehr viel weiter reichenden Fragestellung: «Welches ist der *Beruf der Wissenschaft* innerhalb des Gesamtlebens der Menschheit? Und welches ihr Wert?» (88). Nach einer forcierten *tour d'horizon* vom platonischen Höhlengleichnis über die Entdeckung der Bedeutung des «rationalen Experiments» in der Renaissance bis zur frühneuzeitlichen Physikotheologie (88–92) brennt er gleichsam ein Feuerwerk von all dem ab, was die Wissenschaft gerade *nicht* oder *nicht mehr* ist und leistet. Die modernen Wissenschaften können auf die Frage nach einem «*Sinn* der Welt» (92) keine Antwort geben. «Wenn irgend etwas, so sind sie geeignet, den Glauben daran: *daß* es so etwas wie einen ‹Sinn› der Welt gebe, in der Wurzel absterben zu lassen! Und vollends: die Wissenschaft als Weg ‹zu Gott›? Sie, die spezifisch gottfremde Macht? Daß sie das ist, darüber wird [...] in seinem letzten Innern heute niemand im Zweifel sein.» (92) Man muss mit allen Illusionen, dass Wissenschaften etwas ausmachen können über den «Weg zum wahren Sein», «den Weg zum wahren Gott» oder den «Weg zum wahren Glück», aufräumen (93).

Weber versucht sodann, seinen Hörern vor Augen zu stellen, dass sachlich-rationale, methodisch kontrollierte Wissenschaft das Eine, ihre Voraussetzungen aber etwas ganz Anderes sind. Zu diesen Voraussetzungen gehören besonders die Entscheidungen darüber, was man überhaupt für «wissenswert» hält, aber genau diese Frage selbst, so Weber, sei wissenschaftlich nicht zu beantworten (93). Menschen mögen Überzeugungen über einen «letzten Sinn» hegen, «je nach der eigenen letzten Stellungnahme zum Leben» (93), aber die Wissenschaften können und dürfen davon nicht bestimmt sein. Sie sollen in dem Sinne «voraussetzungslos» sein, dass die fundamentalen, subjektiven Lebens- und Weltdeutungen der Menschen aussen vor bleiben müssen.

3. «Politik gehört nicht in den Hörsaal»

Folgerichtig kommt Weber an dieser Stelle auch auf seine Position im sogenannten Werturteilsstreit[11] zurück, indem er unterstreicht: «Politik gehört nicht in den Hörsaal» (95). Politisch hat sich Weber in seiner Rede, unerachtet der dramatischen Kriegslage, ganz zurückgehalten. Nur an einer Stelle geht er auf eine aktuelle, allerdings schwerwiegende politische Auseinandersetzung ein, indem er sowohl damalige Vorlesungsstörungen von pazifistischen Studenten gegenüber einem Exponenten der alldeutschen Propaganda[12] als auch antipazifistische studentische

9 Siehe dazu die Hinweise der Herausgeber (23–28) sowie Hans-Ulrich Wipf, Studentische Politik und Kulturreform. Geschichte der Freistudenten-Bewegung 1896-1918, Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag 2005.

10 Vgl. Marianne Weber, Max Weber. Ein Lebensbild, Heidelberg: Lambert Schneider 1950, 642–647; Gangolf Hübinger, Eugen Diederichs' Bemühungen um die Grundlegung einer neuen Geisteskultur, in: Wolfgang J. Mommsen / Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner (Hg.), Kultur und Krieg, Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München: Oldenbourg Verlag 1996, 259–271 (mit einem Protokoll der Lauensteiner Tagung).

11 Vgl. Max Weber, Die «Objektivität» sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), ders., Der Sinn der «Wertfreiheit» der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften (1913/17), beides in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 3., erweiterte und verbesserte Auflage, hg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen: Mohr 1968, 146–214 und 489–540. Siehe dazu Wolfgang Schluchter, Wertfreiheit und Verantwortungsethik, in: ders., Rationalismus der Weltbeherrschung, 41–74.

12 Sie vertraten u.a. Annexionsforderungen nach einem erhofften «Siegfrieden» und traten für einen uneingeschränkten U-Boot-Krieg ein. Zu Max Webers Kritik am U-Boot-Krieg, der zum Kriegseintritt der USA führte, siehe Wolfgang J. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen: Mohr 1974, 246-264.

Aktionen gegenüber seinem damaligen Münchner Kollegen Friedrich Wilhelm Förster[13] strikt zurückweist. Indem er sowohl politisch motivierte Störungen von Studierenden wie politische Äusserungen von Dozierenden (im Hörsaal) ablehnt, plädiert er nicht nur für die Unterscheidung, sondern für eine strikte Trennung von wissenschaftlicher Analyse und praktisch-politischer Stellungnahme (96). Ist das möglich? Wohl nur dann, wenn diese Unterscheidung institutionell differenziert wird, derart, dass man anerkennt, dass neben dem akademischen Beruf und seinem asketischen Ethos das politische Wirken in der Öffentlichkeit seinen eigenen Ort und Rang hat. Weber betont, von einem akademischen Lehrer lediglich «intellektuelle Rechenschaft» zu verlangen: «einzusehen, daß Tatsachenfeststellung, Feststellung mathematischer oder logischer Sachverhalte oder der inneren Struktur von Kulturgütern einerseits, und andererseits die Beantwortung der Frage nach dem *Wert* der Kultur und ihrer einzelnen Inhalte und danach: wie man innerhalb der Kulturgemeinschaft und der politischen Verbände *handeln* solle – daß dies beide ganz und gar *heterogene* Probleme sind. Fragt er dann weiter, warum er nicht beide im Hörsaale behandeln solle, so ist darauf zu antworten: weil der Prophet und der Demagoge nicht auf den Katheder eines Hörsaals gehören. Dem Propheten wie dem Demagogen ist gesagt: ‹Gehe hinaus auf die Gassen und rede öffentlich.›» (97).[14] Die Sphäre der Öffentlichkeit ist der Raum der Kritik; im Hörsaal hingegen sei die Kommunikation einseitig und überdies seien die Studierenden zum Besuch der Vorlesungen, auch zum finanziellen Vorteil der Dozierenden, gezwungen.[15]

Interessanterweise illustriert Weber die Aufgabe «voraussetzungsloser» Wissenschaft kurz am Beispiel der Theologie und der Religionsgeschichte (98). Sein Argument ist einfach und klar: Bei der Analyse und Darstellung religiöser Phänomene bedeutet Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft die «Ablehnung religiöser Gebundenheit» in dem Sinne, dass für eine «empirische Erklärung» religiöser Phänomene keine übernatürlichen Grössen wie Wunder und Offenbarungen herangezogen werden dürfen, und dies könne auch ein religiös gebundener Lehrer beachten, «ohne seinem Glauben untreu zu werden» (98).

Bemerkenswert ist, dass Weber dem Postulat, sich eigener wertender Stellungnahme im akademischen Unterricht zu enthalten, hinzufügt, dass die erste Aufgabe des Lehrers darin besteht, «seine Schüler *unbequeme* Tatsachen anerkennen zu lehren», besonders solche, die für die eigene «Parteimeinung» unbequem sind (99). Das hält Weber sogar für ein wesentliches Merkmal eines akademischen Ethos, und darin kommt meines Erachtens seine hintergründige Orientierung am Aufklärungsverständnis Immanuel Kants zum Vorschein.

4. Entzauberung der Welt und Prophetie

In dem rhetorischen Pathos der ersten Münchner Rede Webers kommt so etwas wie eine dramatisierte Entmystifizierung der Wissenschaften und der durch sie bestimmten modernen Welt zum Ausdruck. Die Studierenden suchten Antworten auf Fragen wie die nach dem Lebenssinn und dem möglichen und ethisch gebotenen Handeln. Die Wissenschaft, wie sie Weber versteht, muss sich solchem Ansinnen konsequent verweigern. Dem Ruf nach begeisternden Führern stellt Weber das Ideal des fachlich kompetenten Lehrers gegenüber, der allein dem Prinzip der intellektuellen Redlichkeit gehorcht (101f). Zwischen den «letzten» Werten und Zielen, nach denen Menschen fragen, sich sehnen oder die sie vertreten, kann «die» Wissenschaft nicht mit Gründen und Argumenten entscheiden. «Hier streiten eben auch verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit.» (100). Beispielsweise zwischen der «Ethik der Bergpredigt», «innerweltlich angesehen, eine Ethik der Würdelosigkeit», und einer durch Kampf und Wehrhaftigkeit geprägten «Manneswürde» hat

13 Förster (1869-1966) war ein früher Völkerrechts-Pazifist kantischer Prägung. Sein Vater, Wilhelm Förster (1832–1921), war Leiter der Berliner Sternwarte, Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft und neben Albert Einstein, Georg Friedrich Nicolai und Otto Buek einer der Unterzeichner des «Aufruf an die Europäer» vom September 1914, einer der ganz wenigen Stimmen gegen den damaligen begeisterten akademischen Bellizismus in Deutschland. Friedrich Wilhelm Förster wurde 1898 an der Universität Zürich habilitiert und war zwischen 1898 und 1912 als Privatdozent an der Universität und der ETH Zürich tätig, danach Professor in Wien und München. Seine Kritik an der deutschen Politik vor und nach 1914 trug ihm schwerste Anfeindungen ein, besonders als er 1918/19 seine Vorlesungen wieder aufnehmen wollte. Später flüchtete er in die Schweiz und weiter nach Frankreich, dessen Staatsangehörigkeit er erhielt. Als er nach der Besetzung Frankreichs erneut in die Schweiz reisen wollte, wiesen ihn die Behörden ab. Förster emigrierte über Portugal in die USA und kehrte 1963 in die Schweiz zurück. Vgl. seine Autobiographie: Erlebte Weltgeschichte 1869-1953, Nürnberg: Glock und Lutz 1953, sowie die Angaben in MWG I/17, 28, 96 und 115. Weber ist ebenfalls in «Politik als Beruf» auf Förster eingegangen, dessen «Lauterkeit seiner Gesinnung» er hoch schätze, während er ihn als Politiker unbedingt ablehne (240f).– Max Weber hat übrigens, wie auch Ernst Troeltsch, den kriegspropagandistischen Aufruf «An die Kulturwelt!», das «Manifest der 93», nicht unterschrieben; siehe zu diesem Dokument Jürgen von Ungern-Sternberg Wolfgang von Ungern-Sternberg. Der Aufruf «An die Kulturwelt!». Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg, Stuttgart: Steiner 1996.

14 Siehe Jer 2,2. Weber hat sich in seinen Studien zum antiken Judentum (jetzt MWG I/21, 2005) intensiv mit der alttestamentlichen Prophetie befasst.

15 Weber hat dabei die finanzielle Bedeutung der damaligen «Hörergelder» im Blick.

sich der Einzelne zu entscheiden, «welches *für ihn* der Gott und welches der Teufel ist» (100f). Für die junge Generation, so Weber, ist dieser Polytheismus der Moderne kaum zu ertragen. «Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf» (101).[16]

Der akademische Lehrer muss in dieser Lage der Versuchung widerstehen, die an ihn herangetragenen Erwartungen nach umfassender, wertender Sinngebung, Führung, gar nach «Prophetie», anzunehmen. Er kann (und soll) letztlich nur «den einzelnen nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst *Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns.*» (104) Die «Grundtatsache» aber oder das Schicksal, «in einer gottfremden, prophetenlosen Zeit zu leben», kann nicht durch Surrogate in Gestalt von «Kathederprophetien» überwunden werden (106).

Damit lenkt Weber im letzten Teil seines Vortrages zu der ihn seit Jahren zentral beschäftigenden Frage nach der Bedeutung der Weltreligionen für die Entstehung des modernen Rationalismus über.[17] Am Schluss der Münchner Rede konzentriert er sich auf das Christentum und die von diesem hervorgebrachte «Theologie». Dieser Singular ist anscheinend gewählt, um eine Art funktionale Definition von Theologie in den verschiedenen Weltreligionen, vor allem aber im Bereich christlicher Kirchen zu geben; diese lautet: «Alle Theologie ist intellektuelle *Rationalisierung* religiösen Heilsbesitzes» (106).[18] Letztlich scheint Weber «der» Theologie den Anspruch, «'Wissenschaft' zu sein» (106), abzusprechen, und insbesondere für jede «'positive' Theologie» geht er davon aus, dass sie nur möglich ist aufgrund der «Virtuosenleistung des ‹Opfers des Intellekts›», was darauf verweist, dass «die Spannung zwischen der Wertsphäre der ‹Wissenschaft› und der des religiösen Heils unüberbrückbar ist.» (108)

Wissenschaft hat die Welt «entzaubert», auch wenn dabei insbesondere Impulse des Judentums und des vor allem protestantischen Christentums paradoxerweise dafür mitursächlich gewesen sind.[19] Neue Prophetien sind nicht zu sehen, und Weber geisselt sarkastisch den Umstand, «dass manche moderne Intellektuelle das Bedürfnis haben, sich in ihrer Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen auszumöblieren» (108). Weber hält das schlicht für «Schwindel oder Selbstbetrug» (109). Zugleich meint er, dass es geradezu das «Schicksal unserer Zeit, mit der ihr eigenen Rationalisierung und Intellektualisierung, vor allem: Entzauberung der Welt» ist, «dass gerade die letzten und sublimsten Werte zurückgetreten sind aus der Öffentlichkeit, entweder in das hinterweltliche Reich mystischen Lebens oder in die Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen der einzelnen zueinander» (109f). Aber eine religiöse Neubildung lässt sich nicht erzwingen oder erfinden. Wer Wissenschaft als seinen Beruf wählt, muss wissen, dass diese zum Religions- oder Weltanschauungsersatz nicht taugt. Für die Wissenschaft gilt allein die Tugend: «schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit» (110). Weber schliesst mit auch heute noch ergreifenden Worten seine Rede:

«Sie (die intellektuelle Rechenschaft, WL) aber gebietet uns, festzustellen, daß heute für alle jene vielen, die auf neue Propheten und Heilande harren, die Lage die gleiche ist, wie sie aus jenem schönen, unter die Jesaja-Orakel aufgenommenen edomitischen Wächterlied in der Exilszeit erklingt: ‹Es kommt ein Ruf aus Seir in Edom: Wächter, wie lang noch die Nacht? Der Wächter spricht: Es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt ein ander Mal wieder.› Das Volk, dem das gesagt wurde, hat gefragt und geharrt durch weit mehr als zwei Jahrtausende, und wir kennen sein erschütterndes Schicksal. Daraus wollen wir die Lehre ziehen: daß es mit dem Sehnen und Harren allein nicht getan ist, und es anders machen: an unsere Arbeit gehen und der ‹Forderung des Tages› gerecht werden – menschlich sowohl wie beruflich. Die aber ist schlicht und einfach, wenn jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält» (110f). ■

16 Vgl. dazu Wolfgang Schluchter, Religion und Lebensführung, Bd. 1: Studien zu Max Webers Kultur- und Werttheorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988 (=TB 1991), 339-363.

17 Die Studien Webers zur «Wirtschaftsethik der Weltreligionen» liegen in MWG I/19-21 vor, allerdings noch ausser den Protestantismus-Studien.

18 Weber spricht von «Theologie» in dieser Rede nicht nur im Singular, obwohl es doch evident ist und er auch weiss, dass es eine Fülle von Theologien, und dies nicht nur im Christentum, gibt, sondern er verzichtet hier auch darauf, seinen Theologiebegriff zu präzisieren. Ich enthalte mich (als Theologe) in dieser kurzen Einführung zu Webers Rede bewusst einer Kritik seiner Darstellung, will aber nicht verschweigen, dass ich sein Theologieverständnis für hoch problematisch halte. Siehe hierzu den Beitrag von Reinhold Bernhardt in diesem Heft.

19 Vgl. Wolfgang Schluchter, Die Paradoxie der Rationalisierung. Zum Verhältnis von ‹Ethik› und ‹Welt› bei Max Weber, in: ders., Rationalismus der Weltbeherrschung, 9–40.